

michael wolfgang geisler

in anderer zeit

roman

Der junge Graf und ich

Pfalz von 1520 bis 1550

Ich liege mit Bauch und Brust auf dem mit Steinen gepflasterten Boden des Weinkellers – die Arme weit nach vorne gestreckt, die Beine unnatürlich verdreht, der Kopf seitlich auf dem harten Untergrund ruhend. Um mich herum lagern die Fässer, die zu dieser Jahreszeit noch gut mit Wein gefüllt sind. Direkt vom Hof führt eine steile Treppe hinab in den Keller. Vielleicht ist die Treppe in meiner Erinnerung steiler und länger, als sie in Wirklichkeit war. Ich erinnere mich an diesen Ort als dunkel und bedrohlich. Das ist kein Wunder. Ist es doch der Ort, an dem ich einen gewaltsamen Tod gefunden habe.

Blut sickert aus Ohren, Nase und Mund. Seitlich am Kopf ist eine große Wunde, die sich an die Oberfläche des Bodens anzuschmiegen scheint. Sonnenstrahlen dringen durch das geöffnete Kellertor und fallen neben mir auf das Pflaster. Sie erhellen den Raum, treffen mich aber nicht.

Menschen eilen herbei. Erst die Magd, dann meine Mutter und meine Geschwister. Entsetzen ist in ihr Gesicht geschrieben. Sie sehen mich dort liegen. Sie sehen, dass ich tot bin. Sie tragen mich in die Kammer – bleich und mit vor Schreck weit geöffneten Augen. Mein Vater kommt hinzu. Welches Unglück! Seine Tochter ist zu Tode gestürzt.

Ich bin sehr verwirrt. Was ist passiert?

Zusammen mit dem jungen Grafen habe ich die Flügel der Holztüren zum Keller geöffnet. Es sind schwere Türen aus Eichenholz. Sie schützen mit den Weinfässern, den wertvollsten Besitz, den wir haben. Der Kellerzugang ist schräg an der

Hauswand angebracht. Von dort führt die Treppe in die Dunkelheit. Man muss den Kopf beugen, will man hinabsteigen. Vorsichtig setze ich meine Schritte. Meine Holzschuhe klingen dumpf auf den Steinstufen und hallen im Keller wider. Die Schritte des Grafen höre ich nicht. Er trägt feine Schuhe aus Leder.

Ich bin in Gedanken – weit weg. Ich überlege, was wir zu besprechen haben. Meine Knie sind weich. Ich zittere in Erwartung dessen, was nun kommen mag, wenn wir uns im Keller gegenüberstehen. Ich kann keinen klaren Gedanken fassen. Ich spüre nur, wir müssen zusammen sein. Da trifft mich ein furchtbarer Schlag auf den Rücken. Ich stürze kopfüber die Stufen hinab. Ich schlage auf den Stufen und dem Boden auf. Ich bin total benommen. Eine kräftige Faust packt meine Haare und schlägt den Kopf mehrfach mit großer Wucht auf das Steinpflaster. Das Leben im Körper er stirbt. Ich versuche die Augen zu öffnen, doch es gelingt mir nicht mehr. Ich fühle mich wie von einem Strudel erfasst, der alles durcheinanderwirbelt.

Der junge Graf hat mich mit aller Wucht die Treppe hinabgestoßen. Er hat meinen Kopf voller Wut gegen den steinernen Boden geschlagen, sodass mein Schädel zerbrach. Dann ist er die Treppe hinaufgestiegen und hat Hilfe geholt. Das Weib sei die Treppe hinabgestürzt, hat er gerufen. Sie habe in der Dunkelheit eine Stufe übersehen. So eilen alle herbei.

Ich bin aufgewachsen hier westlich des Rheins in dem Land mit den sanften Hügeln, den Weinbergen und Wäldern. Ein schönes Land, das wie jetzt im Frühjahr, wenn die Sonne die Erde erwärmt, voller Anmut vor unsere Augen tritt. Wir besa-

ßen zwei Weinberge. War das Wetter günstig und uns das Schicksal gnädig, trugen die Reben reiche Ernte.

Im Frühjahr schnitten wir die Reben. Wir pflegten sie über den Sommer und ernteten im Herbst die Trauben in Bottichen. Im Dorf befand sich die große Weinpresse. Der Saft der Trauben wurde in Fässern gelagert und zu gut bekömmlichem Wein ausgebaut. Während der Zeit der Ernte arbeiteten wir von früh morgens bis zum späten Abend in den Weinbergen. Wenn wir zu Bett gingen, sanken wir sofort in einen tiefen Schlaf.

Als Kind habe ich mich immer auf diese Zeit der Ernte gefreut. Denn es gab Traubensaft in großen Mengen zu trinken. Süßen Saft, von dem ich nicht genug bekommen konnte. Das war eine Festlichkeit, und wenn wir Erntedank feierten, kam mir der Traubensaft wie ein göttliches Getränk vor. Als würde Gott uns diesen Trank schenken, damit wir Menschen ahnen, welche Vollkommenheit uns im Paradies erwartet.

Ich war die Älteste von vier Geschwistern. Zwei jüngere Brüder und eine Schwester hatte ich. Schon in frühen Jahren war es meine Aufgabe, auf die Geschwister aufzupassen. Bereits als ich noch ganz jung war, gab es immer viel Arbeit für mich. Wir besaßen zwei Kühe und einen Ochsen. Ich musste sie zum Weiden führen und im Winter mit Heu versorgen. Das Beet mit Gemüse musste gejätet werden. Die Mutter brauchte Hilfe in der Küche. Immer gab es etwas zu tun.

Doch es war eine schöne Zeit. Die Arbeit fiel mir leicht. Ich fühlte mich geborgen in meiner Familie. Als ich älter wurde, so um die achtzehn Jahre, habe ich immer mehr Pflichten von meinem Vater übernommen. Wenn Händler aus der Stadt kamen, half ich dem Vater bei der Weinprobe und führte sie in

den Keller. Als ich um die zwanzig Jahre alt war, durfte ich die Auslieferung der Fässer begleiten. Der Knecht spannte den Ochsen an und lud zusammen mit dem Vater die Fässer auf. Dann machten wir uns auf den Weg. Ich lieferte den Wein ab und nahm das Geld in Empfang. Meist waren es Städter, die bei uns kauften. Aber ich lieferte auch an den Grafen. Er hatte seinen Sitz, eine Wegstrecke von gut vier Stunden mit dem Ochsenkarren, auf der Burg im Süden. Schon seit vielen Jahren kaufte er bei uns.

Als ich das erste Mal mit unserer Weinlieferung zur Burg kam, war ich sprachlos vor Staunen. Der Weg hinauf zur Burg war mühsam. Ein imposantes Tor wurde für uns geöffnet. Wir kamen in den Hof, an Größe nicht vergleichbar mit dem unseren und umgeben von hohen Gebäuden. Die Knechte des Grafen wuchteten die Fässer vom Wagen und rollten sie zum Weinkeller. Hier lagerten beachtliche Vorräte. Für die Heimfahrt luden wir leere Fässer auf. Der Graf kam kurz in den Hof und begrüßte uns. Sein Burgvogt sollte uns das Geld geben, wenn die Arbeit beendet war.

Dies war auch das erste Mal, dass ich seinen Sohn sah. Er war sicher fünf Jahre älter als ich, von schmaler, eher zarter Statur. Ich war eine großgewachsene schöne junge Frau. Er schien mir im Schatten seines Vaters zu stehen, der von kräftiger Gestalt war und dessen tiefe und laute Stimme im Hof widerhallte. Mein Blick fiel voller Bewunderung auf die schönen Kleider des jungen Grafen. Er trug einen fein geschnittenen Bart und auf dem Kopf einen Hut aus bestem Stoff. Er sprach kein Wort und grüßte uns nicht. Ich bemerkte aber seinen Blick und hatte den Eindruck, dass seine Augen länger bei mir verweilten. Auf der Rückfahrt wollte mir seine vornehme Er-

scheinung nicht aus dem Kopf gehen und mein Herz klopfte, als ich ihn in Gedanken vor mir sah. Spät am Abend kamen wir zu Hause an und ich war mir sicher, ich wollte ihn nächstes Jahr wiedersehen.

Ich war nun in einem Alter, das meine Eltern über eine Verheiratung nachdenken ließ. Doch meine Gedanken gingen noch nicht in diese Richtung. Ich freute mich am Leben. Der Sommer, wenn die Eidechsen im Weinberg sich auf den warmen Steinen sonnten. Die langen Tage, zwar mit Arbeit angefüllt, aber auch erfüllt. Morgens weckte mich der Gesang der Vögel. Ich schaute nach dem Vieh. Danach ein Frühstück. Immer hatten wir genug zu essen. Im Sommer wurden die Beeren reif. Lange Zeit verbrachte ich damit, sie zu pflücken. Dann der Herbst, wenn die Tage kürzer wurden und die Weinlese begann und wir abends Esskastanien auf dem Ofen erhitzen. Der Gemüsegarten brachte reichen Ertrag. Ein kleiner Bach schlängelte sich vorbei, sodass immer ausreichend Wasser zur Verfügung stand. Der Winter mit der tief stehenden Sonne und der Arbeit im Haus. Und wieder der neue Aufbruch mit dem Frühling. Ich liebte all das.

Im nächsten Jahr durfte ich wieder den Wein zu dem Grafen bringen. Ich hatte den Vater gefragt und ihm erzählt, dass ich die Burg noch einmal von innen sehen wollte. Ihm war das recht, denn den langen beschwerlichen Weg hinauf überließ er gerne mir. Ich hatte mich so ansehnlich wie möglich gekleidet. Meine Mutter blickte mit ein wenig Erstaunen, doch ich erklärte ihr, dass alle auf der Burg in feinste Gewänder gekleidet seien. Sie selbst war noch nie dort gewesen. Die Kleider waren frisch gewaschen und die Haube stand in schönem Kontrast zu meinen braunen Haaren.

Dieses Mal, als wir zur Burg kamen, war der junge Graf nicht da, und voller Enttäuschung fuhr ich zurück nach Hause. Wie sehr wünschte ich mir, ihn wiederzusehen. Doch das Leben ging weiter. Die Eltern sprachen immer öfter über die Möglichkeiten einer Verheiratung. Mich interessierte das nicht. Noch dachte ich nicht an einen eigenen Hausstand. Ich musste ein Auge auf die Geschwister haben. Und zudem war da das Bild des jungen Grafen präsent, auch wenn ich ihn lange nicht gesehen hatte.

Wieder im späten Herbst brachte ich zusammen mit dem Knecht die Fässer zur Burg. Mein Vater hatte sofort zugestimmt und auch die Mutter nahm es als selbstverständlich hin, dass ich mich gut gekleidet hatte. Diesmal empfing uns der junge Graf persönlich. Er war gut gelaunt, lobte den Wein und schaute selbst, dass dieser sorgfältig im Keller gelagert wurde. Er sah die neugierigen Blicke, mit denen ich die Gebäude betrachtete, und bat mich, ihm in das Innere zu folgen. Dort zeigte er mir ein Gemälde eines Ahnen und überreichte das Geld für den Wein mit guten Wünschen. Ich fühlte mich wie im Himmel, als wir zurückfuhr. Kaum achtete ich auf den Weg oder die Menschen, die uns begegneten.

In den nächsten Wochen ging mir das Bild des jungen Grafen nicht mehr aus dem Kopf. Welche Eleganz er ausstrahlte! Sein Blick, wie er auf mir geruht hatte. Ich malte mir aus, wie sein Leben wohl verlief. Diener brachten ihm sein Essen. Vornehme Gäste kamen zu Besuch. Er ritt auf einem edlen Pferd durch seine Ländereien. Dann die Jagd: Voller Verwegenheit setzte er den Tieren nach. Oft träumte ich vor mich hin und vergaß darüber, was um mich geschah. Meine Mutter schalt

mich ob meiner Verträumtheit und tadelte, dass ich so wenig aß.

Meine Eltern machten sich immer mehr Gedanken wegen einer Heirat. Der Sohn eines Weinbauern aus dem Nachbardorf schien ihnen die richtige Partie. Ich kannte ihn vom Dorffest im letzten Jahr. Er hatte Verwandte hier und war zum Fest eingeladen worden. Ein ansehnlicher junger Mann aus einer guten Familie. Doch ich wollte mich damit nicht beschäftigen und wich den Gesprächen hierüber aus, auch wenn ich meine Zustimmung zu möglichen Heiratsplänen gab.

Das Jahr verging und es kam die Zeit für die Weinlieferung an den Grafen. Wieder trat ich, in frisch gewaschenen Kleidern und fein geflochtenen Zöpfen, die Fahrt an. Wieder begegnete ich dem jungen Grafen und wieder lud er mich ein, zum Bezahlen das Gebäude zu betreten. Er trat an ein Fenster und zeigte mir den majestätischen Blick über das Land. Vor lauter Aufregung, ihn neben mir zu spüren, konnte ich seiner Schilderung in keiner Weise folgen. Ich hörte nur seine Stimme dicht an meinem Ohr und nickte zu dem, was er sagte. Welche Ehre, dass der Graf sich die Zeit nahm, sich mit mir zu unterhalten!

Erneut verging die Rückfahrt wie im Traum. Der Winter kam. Es war ein langer und kalter Winter. Das Heu für das Vieh wurde knapp, da der Frühling gar nicht anbrechen wollte. Die Pläne für meine Verheiratung wurden immer konkreter und ich freundete mich mehr mit dem Gedanken an, mein Zuhause zu verlassen. War es nicht Zeit, eine eigene Familie zu gründen?

Kurz nach Erntedank wurde die Verlobung gefeiert. Ich war stolz, nun zu den Frauen zu gehören, deren Hochzeit bevor-

stand. Meine Eltern sprachen viel über das im nächsten Jahr anstehende Fest und auch ich freute mich darauf.

Doch zuerst, im späten Herbst, stand wieder die Fahrt zur Burg an, um die Weinlieferung zu überbringen. Im Dorf sprach man darüber, dass auch der junge Graf in Kürze heiraten wollte. Dieser Gedanke betrückte mich, aber gut, so ging alles seinen richtigen Gang.

Der Burgvogt empfing uns. Der Wein wurde entladen. Die leeren Fässer auf den Wagen gehievt. Den jungen Grafen sah ich nur kurz aus dem Fenster blicken. Er fragte in den Hof herab, ob alles in Ordnung sei, und war dann nicht mehr zu sehen. In einer Stimmung voller Traurigkeit fuhr ich zurück, entschlossen, nun meine Träumereien zu beenden.

Der nächste Winter verging. Meine Mutter und ich nähten viel an der Aussteuer. Ich sah der Hochzeit mit Freude entgegen. Es war früher Sommer und die Vermählung war in vier Monaten geplant. Da erreichte uns die schlimme Nachricht: Mein Verlobter war verunglückt. Die Familie hielt im Stall einen Stier. Dieser hatte ihn erdrückt. Der Stier war in großer Erregung gewesen, da nicht weit von ihm eine Kuh, bereit, gedeckt zu werden, stand. Unberechenbar, wie Stiere sein können, hatte er meinen Verlobten gegen die Steinmauer des Stalls gedrückt und ihm das Rückgrat gebrochen. Meine Familie war entsetzt, als sie diese Nachricht hörte. Auch für mich war es ein großer Unglücksfall. Alle Pläne zur Hochzeit waren dahin. Ich sah meinen Verlobten ein letztes Mal auf dem Totenbett. Schmerz und Schreck waren in seinem Gesicht eingegraben. Er tat mir so leid. Mein Leben hatte eine große Wende genommen und nichts war wie zuvor. Ich hatte nun Aussteuer in stattlichem Umfang, aber keinen Verlobten.

Wieder kam der Spätherbst und es wartete die Fahrt zur Burg auf mich. Ich war verwirrt, was aus meinem Leben werden sollte. Ich merkte, ich hatte mich nach einem Mann an meiner Seite gesehnt. Auch wenn mich mit meinem Verlobten nicht viel verbunden hatte: Er war doch mein zukünftiger Ehemann gewesen.

Auf der Burg angekommen, rief mich der junge Graf aus dem Fenster zu sich, weil er weitere Geschäfte plante. Er empfing mich sehr freundlich. Er fragte, ob ich einige Räume der Burg sehen wollte. Ich fühlte mich vor Aufregung wie in eine Wolke gehüllt und zu keinem klaren Gedanken fähig. Alles kam mir unwirklich vor. Kaum verstand ich seine Worte. Er bat mich in den Nachbarraum und zeigte mir einen kleinen Sekretär, an dem er seine Geschäfte zu regeln pflegte.

Dann führte er mich weiter in sein Schlafgemach. Er schloss die Tür hinter sich und hob meinen Rock. Seine Hände streiften meine Beine hinauf. Ein wunderbares Gefühl umgab mich. Er legte mich auf das Bett und liebte mich. Ich spürte seinen angespannten Körper und fühlte mich machtvoll, da er mich derart begehrte. Es war ein schneller Augenblick, den ich kaum zu fassen vermochte. Wieder gingen wir zum Sekretär. Er händigte mir das Geld aus und verabschiedete sich höflich. Ich schritt hinaus auf den Hof. Immer noch war ich in diese Wolke eingehüllt. Der junge Graf hatte mich begehrt und geliebt. Mit diesem Gefühl saß ich während unserer Heimfahrt neben dem Knecht und träumte.

Der Winter wurde sehr einsam. Ich hatte meine Lebensziele verloren. Meine Mutter war traurig, dass nun keine Hochzeit stattfinden konnte. Sie hatte große Angst, ich würde keinen Mann mehr finden. Ich träumte vom Grafen und wusste nicht

mehr zwischen Traum und Wirklichkeit zu unterscheiden. Was war da zwischen uns passiert? Mein Leben hatte seinen Boden verloren. Es war mir zuvor behütet und sicher erschienen. Nun wurde mir immer deutlicher, was es bedeutete, dass mein Verlobter tödlich verunglückt war. Ich war bereits in einem Alter, in dem Frauen verheiratet sind. Wo sollte ein Mann zu finden sein, der mich heiraten wollte? Ein Mann, der über Besitz verfügte und angesehen war. Ich verdrängte diese Gedanken, doch mein Herz hatte eine große Unruhe gepackt. Ich bedauerte es, mich nicht intensiver um die Hochzeit gekümmert zu haben. Wäre ich schon verheiratet gewesen, als das Unglück meinen Verlobten traf, dann hätte ich jetzt zumindest den Status einer verwitweten Frau.

Allein der Gedanke, den Grafen wiederzusehen, gab mir Lebensmut. Ich fieberte dem Augenblick entgegen. Es war ein regnerischer Tag, als wir aufbrachen. Immer wieder kamen Schauer vom Himmel herab, während wir mit dem Ochsenkarren langsam über die schlammigen Wege fuhren. Ich versuchte, meine Haare und das Kleid zu schützen, doch dies gelang mir nur unzureichend. Ich fühlte mich wie eine nasse Katze mit verklebtem Fell, als wir an der Burg ankamen, und hoffte fast, der junge Graf würde sich gar nicht blicken lassen. Doch er kam in den Hof und begrüßte uns. Sein Blick und seine Worte waren freundlich und das schenkte mir Mut. Ich spürte meinen Stolz, eine schöne Frau zu sein, wieder in mir.

Der Graf gab Anweisungen, wie der Wein zu lagern sei. Er trug den Bediensteten auf, die Fässer im Keller neu aufzustellen, was sicher eine ganze Weile benötigen würde. Er bat mich in das Haus. Wieder führte er mich in das Schlafgemach. Er schloss die Tür. Ich zitterte am ganzen Körper. Ich spürte sei-

ne Hände unter meinem Rock. Ein heißes Gefühl durchströmte mich. Er legte mich auf das Bett. Ich spürte seinen Leib bei mir. Er küsste mich auf den Mund, streichelte zärtlich mein Haar. Die Beklommenheit, die ihn im Jahr zuvor eingenommen hatte, war gewichen.

Er half mir aufzustehen, überreichte mir den Geldbetrag und verabschiedete sich. Ich wollte mir keine Gedanken machen, was dieses Zusammensein für mich bedeutete. Ich war glücklich, dass der junge Graf mich liebte, und es ließ mich den kommenden Winter viel leichter überstehen.

Meine Mutter wirkte verzweifelt. Der Vater schwieg. Wir machten unsere Arbeit und es änderte sich nichts. Kein neuer Bräutigam stand für mich bereit. Ich wollte nicht mehr darüber sprechen. Wenn meine Mutter zum tausendsten Mal laut überlegte, wer als Heiratskandidat in Frage käme, nickte ich nur noch mit dem Kopf und ließ mich in meiner Arbeit nicht unterbrechen. Ich hatte meinen Grafen und ich liebte unser Weingut.

Ende des Frühjahrs passierte dann etwas ganz Unerwartetes. Der junge Graf kam mit seinem Burgvogt bei uns vorbei. Als ich ihn in den Hof reiten sah, glaubte ich, mein Herz würde für immer stehen bleiben. Ich getraute mich nicht, den Hof zu betreten, sondern lauschte am Fenster, was geschah. Mein Vater war in den Weinbergen, sodass meine Mutter die vornehmen Herrschaften begrüßen musste. Der Burgvogt führte das Wort. Der Herr Graf wollte für seine bevorstehende Hochzeit Wein kaufen und unseren Bestand prüfen. Meine Mutter war ratlos. Sie hatte noch nie unseren Wein verkauft. Sie rief nach mir. Ich stand hinter dem Fenster und meinte, mich nicht

bewegen zu können. Was ich da sah und hörte, war zu ungeheuer.

Wie in Trance machte ich mich auf den Weg zum Hof. Ich begrüßte die Herrschaften mit einem Knicks und wagte es nicht, den jungen Grafen anzuschauen. Der Burgvogt fragte mich nach dem Weinkeller. Stumm ging ich zum Tor. Der Knecht, der dabei stand, öffnete es. Die Magd brachte unsere besten Krüge. Zu viert stiegen wir die Stufen hinunter. Noch immer hatte ich kein Wort gesprochen.

Im Keller fragte der Burgvogt nach unserem besten Wein. Wir hatten noch einige Fässer vom schweren Roten, den wir vorletztes Jahr ganz spät im Herbst geerntet hatten. Die Magd füllte die zwei Krüge. Der Burgvogt und der Graf probierten. Ich stand ganz hinten in der Reihe und betete, dieser Besuch möge schnell vorübergehen. Ich blickte auf mein Kleid und sah die Flecken auf der Schürze. Ich spürte, wie die Röte der Scham in mein Gesicht stieg.

Der Graf hatte seinen Krug mit dem schweren Wein in einem Zug geleert. Er trat zurück aus der Gruppe und meinte, es sei ein guter Wein. Er würde die drei Fässer nehmen. Er nannte einen beachtlichen Preis. Der Burgvogt ließ sich noch einen zweiten Schluck reichen. Wir schauten alle, wie der Wein in den Krug lief. Da spürte ich die Hand des Grafen ganz sanft über meine Haare streifen. Er schaute mich nicht an und erwiderte nicht meinen Blick. Doch mein Herz wollte vor Freude meine Brust sprengen. Wir gingen wieder die Stufen hinauf in den Hof. Der Wein sollte im Herbst zusammen mit dem diesjährigen geliefert werden.

Meine Mutter war nach dem Besuch ganz aufgeregt. Welch stattlicher Mann der junge Graf doch sei! Und wie freundlich er

zu uns war! Ihre Worte erreichten mich kaum. Ich spürte noch immer seine Hand, die zärtlich über mein Haar streifte. Ich wollte nicht denken, was dies bedeutete. Es war mein junger Graf.

Als der Vater nach Hause kam, freute er sich über das gute Geschäft. Er lobte den Preis, und dass ich alles zur Zufriedenheit der hohen Herrschaften erledigt hätte.

Das Jahr nahm seinen Lauf. Wir hatten eine gute Ernte und im November brach ich wieder auf zur Burg. Unser Ochsenkarren war zu klein für den gesamten Transport. So lieh sich der Vater einen weiteren Wagen vom Nachbarn, und dessen Knecht fuhr die drei Weinfässer mit dem schweren Roten.

Das Wetter war kühl. Nebel lag in der Luft. Der Boden war tief und wir brauchten lange, bis wir die Burg erreichten. Ich war sehr aufgeregt und obwohl mein Verstand mir sagte, es müsse nun wirklich Schluss sein mit den heimlichen Treffen im Schlafgemach, hoffte ich doch, es würde wieder dazu kommen.

Der Burgvogt empfing uns. Er sagte mir, der Graf wolle das Geschäftliche mit mir regeln und warte in der Halle auf mich. Ich stieg die Treppe hinauf. Die Tür war geschlossen. Mit zitteriger Hand klopfte ich an. Da stand der Graf vor mir und zog mich hinein. Er schloss die Tür und nahm mich zärtlich in seine Arme. Ich schaute ihn an und dachte, er werde in Kürze heiraten. Doch sein Blick ließ mich alle meine Bedenken vergessen. Wieder brachte er mich in sein Schlafgemach. Er verweilte länger bei mir als in den Jahren davor, und ich meinte eine gewisse Traurigkeit in ihm zu spüren. Wieder gab er mir das Geld und verabschiedete sich.

Gerade rechtzeitig kam ich in den Hof. Die Wagen wurden mit den leeren Fässern beladen. Ich sah den Blick des Burgvogts, der abzuschätzen schien, warum ich so lange in den Gemächern des Grafen verweilt hatte. Aber vielleicht war dies auch nur mein Misstrauen und meine große Angst, die mich das denken ließen.

Auf der Fahrt zurück beschloss ich, nie wieder zu der Burg zu fahren. Ich würde das nächste Mal einen Vorwand finden, damit mein Vater dies übernahm. Nein, der neuen Frau Gräfin wollte ich nicht begegnen.

Der Herbst verging. Es regnete viel und die Arbeit war beschwerlich.

Ich fühlte mich kräftig und voller Lebensmut, als es auf Weihnachten zuing. Doch dann kamen schwere Zeiten. Es stellte sich keine monatliche Blutung mehr ein und immer wieder überkam mich eine große Übelkeit. Ich betete zu Gott, dass nicht einträte, was ich befürchtete. Doch es ließ sich nicht mehr leugnen: Ich trug ein Kind des Grafen unter meinem Herzen. Was sollte ich tun? Meine Nächte waren schlaflos. Ich suchte nach einem Ausweg. Das Frühjahr begann sich anzukündigen und ich wusste, ich würde mein Geheimnis nicht mehr lange verbergen können.

Ich erzählte meinem Vater, dass der junge Graf gerne den neuen Wein probieren wollte, der noch im Keller lagerte. Die Hochzeit auf der Burg sollte in einigen Wochen stattfinden. Der Wein mochte für die Bediensteten genau das Richtige sein. Mein Vater sollte den Knecht zu ihm schicken mit der Botschaft, er könne nun zur Probe vorbeikommen. Ich hoffte inständig, dies möge geschehen.

Einige Tage später wachte ich mit großer Unruhe auf. In der Nacht hatte ich schwer geträumt. Ich wusste keinen Ausweg. Der Graf musste mir helfen. Welche Freude, als ich gegen die Mittagszeit den Schall von Pferdehufen in unserem Hof hörte. Ja, es war der Graf. Er war gekommen. Ein Knecht hatte ihn begleitet. Er fragte nach mir. Doch ich wartete nicht, dass man mich rief, sondern öffnete die Tür zum Hof. Dort stand er und trat auf mich zu. Sein Knecht hielt die Pferde. Ich begrüßte ihn ehrerbietig. Er sah mich mit unsicherem Blick an.

»Man hat mir eine Nachricht geschickt, dass der Wein zum Probieren bereit wäre. Ist die Nachricht von Ihr?«, so fragte er mich.

Ich nickte. Mein Herz schlug bis zum Hals. Es schien mir unmöglich, einen klaren Gedanken zu fassen und ein Wort von mir zu geben. Doch dann sprach es ganz leise aus mir.

»Ich erwarte ein Kind.«

Die Worte klangen rau, mein Hals war verkrampft.

Er blickte mich an.

Er rief zu seinem Knecht: »Warte Er bei den Pferden. Ich gehe in den Weinkeller«, und er schritt voran zum Kellertor. Sein Blick wirkte düster. Ich folgte ihm eilig. Ich öffnete das Tor. Ich lief voraus, denn das gebietet der Anstand. Ich spürte den Schlag auf den Rücken.

Schaue ich jetzt zurück, so weiß ich nicht, wann er sich dazu entschlossen hat, mich hinabzustoßen. Ist es ein spontaner Impuls gewesen? Ahnte er bereits, als er zu mir geritten kam, dass ich durch ihn schwanger sein könnte? Hatte er eine gleiche Erfahrung bereits früher gemacht? Viele Fragen!

Ich weiß, er schaute noch kurz in den Keller, nachdem er um Hilfe gerufen hatte. Wollte er sich vergewissern, ob ich tatsächlich tot sei? War es ein letzter Abschied? Dann ritt er davon, zurück zu seiner Burg, zurück zu seiner Hochzeit.

Was hat uns zu dieser Begegnung gebracht? Wie kann ich je verstehen, was sich hier ereignet hat? Das Geschehen hat eine Vergangenheit.

Gespräch mit Judith

Als ich mich auf der Couch in Judiths Zimmer wieder aufgerichtet hatte, war ich noch ganz in meinen Gedanken. Das Leben als Tochter des Weingutbesitzers in der Pfalz schien mir vollkommen gegenwärtig. Ich sah den jungen Grafen vor mir mit seiner kleinen zarten Gestalt. Er wirkte auf mich, als fühlte er sich zurückgesetzt und nicht ausreichend beachtet. Sein ganzer Ausdruck verbarg etwas. Er war bedrückt. Mit großer Kraft zog es mich zu ihm hin.

Ich schaute Judith an.

»Judith, es war nicht recht, was er mir angetan hat, aber wie gerne würde ich ihn wiedersehen. Es gibt eine große Sehnsucht. Ich möchte ihm sagen, dass ich ihm verzeihe und ihn verstehen kann.«

Ich blickte Judith in die Augen und sie erwiderte meinen Blick, sprach aber kein Wort.

»Es tut mir so leid, dass ich ihn in meinem jetzigen Leben nicht annehmen konnte. Die Umstände waren aber nicht für ein Kind geschaffen. Ich war damals noch zu jung. Es war in der Zeit, bevor ich Joe kennengelernt habe. Ich wusste überhaupt nicht, wie ich auf eigenen Füßen durch das Leben gehen sollte. Der Mann, der Vater des nie geborenen Kindes – ich hab ihn sehr gemocht, aber eine Familie mit ihm gründen? Ich weiß nicht! Das war keine Beziehung, um ein Leben zusammen zu verbringen. Er war lieb, ja. Doch auch unreif und unzuverlässig. Ein Chaot in jeder Hinsicht. Ich weiß, das klingt jetzt nach Entschuldigung. Es ging einfach nicht! Es hat nicht gepasst.«

Ich hatte langsam gesprochen. Tränen liefen mir die Wangen hinab und ich verweilte einige Augenblicke in meinen Gedanken.

»Was mir deutlich geworden ist: Wir können nicht in einem Leben derart große Themen zu einem Abschluss bringen. Immer, wenn wir sterben, bleibt vieles ungelöst und wir sind mitdendrin in Beziehungen. Manches lässt sich vielleicht in diesem Leben klären, doch anderes muss in einer anderen Zeit weitergehen.«

Judith nickte. Als ich sie mir gegenüber sitzen sah und spürte, dass sie verstand, was ich sagte, gab mir dies große Hoffnung. Güte und Weisheit hält das Leben auch für uns bereit.

»Diese Umstände, in denen wir leben, ich empfinde sie wie den materiell gewordenen Zustand, in dem meine Gefühle und Gedanken ihren Ausdruck finden. Weißt du, Judith, ich habe so vieles gewollt in diesem Leben in der Pfalz. Der Graf sollte mich lieben und für mich da sein. Ich wollte ein Kind von ihm haben. Und ich glaube, er wollte mich auch zu seiner Frau. Doch die Umstände haben nicht zugelassen, dass unsere Wünsche in Erfüllung gingen. Es war einfach nicht möglich. Deshalb empfinde ich keinen Groll ihm gegenüber. Wir beide, wir haben zu wenig verstanden, was hier geschah.«

Judith sprach ganz leise: »Wir sollten genau das, was du sagst, dass wir oft wenig verstehen, als Anlass nehmen, milde auf uns und die anderen zu schauen. Ich denke, das Handeln der anderen verletzt uns dann weniger und wir hadern nicht mit unserem eigenen Tun. Das heißt nicht, dass wir uns nicht genau anschauen, was wir als falsch betrachten. Aber wir urteilen nicht mehr so hart und das gibt uns mehr Freiheit. Des-

halb, sei nachsichtig mit dir. Du weißt ja, was du in Zukunft anders machen wirst. Das ist das Wichtige.«

Ich war ihr dankbar für diese Sätze. Schön, dass sie bei mir war. Ich sah sie vor mir sitzen mit ihren aufgesteckten weißen Haaren, etwas müde, aber die blauen Augen strahlten. Ich betrachtete ihre Falten und meinte zu erkennen, dass zu jeder Falte eine Lebenserfahrung gehörte.

Wie war das Leben als Tochter des Weinbauern gewesen? Mein Vater war immer für mich da. Er hat mich hoch geschätzt. Gefühle hat er wenig gezeigt. Meine Mutter lebte in ihrer Welt. Die Beziehungen im Dorf waren ihr wichtig. Am wichtigsten aber war, dass unsere Familie funktionierte. Sie hatte eine klare Vorstellung im Kopf, und die Wirklichkeit sollte dieser entsprechen.

Ich habe meine Eltern geliebt, aber zugleich gespürt, für etwas anderes bestimmt zu sein. Die Natur war mir wichtig. Die Blumen zwischen den Reben, rote Blüten, sie zu sehen hat mir große Freude geschenkt. Auch die kleinen Tiere habe ich geliebt. Der gelb-schwarze Salamander, wenn er beim Bach auf einem Stein saß. Welch wunderschöner Anblick!

Ich wollte weiterschauen. Was stand hinter dieser Begegnung mit dem Grafen in der Pfalz? Judith stimmte zu. Ich legte mich auf die Couch. Judith versetzte mich in eine tiefe Entspannung und ich begab mich auf die Reise hin zu noch weiter zurückliegendem Geschehen.



FRUTO III 2006

.....

Philosoph und Lehrer

Griechenland von 373 bis 309 v. Chr.

Mein Name ist Kleitos von Korinth. Der Name wurde mir als Ehrentitel verliehen. Er bedeutet »Reich an Ruhm«. Ich war Philosoph und unterrichtete seit über zwanzig Jahren die jungen Männer aus der Stadt Korinth. Die Eltern der wohlangesehenen Familien schickten sie zu mir. Unter meiner Anleitung sollten sich ihre Tugenden entfalten. Sie übten sich in den Künsten, der Wissenschaft und Rhetorik. Nach meiner Erinnerung war es mein dreiundfünfzigstes Lebensjahr, als sich zutrug, wovon zuerst berichtet sein soll.

Ich stand in meinem weißen Gewand auf einer Klippe und blickte auf das Meer. Der Wind strich vorbei. Wir waren am Morgen eine gute Stunde aus der Stadt herausgelaufen. Dies war notwendig, um einen Ort zu finden, von dem aus das Auge ungestört bis zum Horizont des Meeres blicken konnte. Korinth liegt an einem Meeresarm. Wie ein großer Fühler schiebt sich das Meer in das Land, als sei es neugierig zu erfahren, was sich jenseits des Wassers zuträgt.

Vierzehn Schüler – zwischen sechzehn und zweiundzwanzig Jahren alt – begleiteten mich. Respektvoll waren sie mir in einem Abstand von einigen Metern auf unserem Weg gefolgt. Ich wollte mit ihnen über den Standpunkt des Menschen im Leben sprechen.

Wir befanden uns ungefähr 150 Fuß¹ über der Meeresoberfläche. Die Küste neigte sich felsig und steil zum Wasser hinab.

¹ 1 Fuß sind ca. 0,3 Meter

Ich war mit den Schülern hierher gekommen, um ihnen einige Fragen zu stellen: »Vor euch seht ihr das Meer, wie weit könnt ihr schauen?«

Die Schüler dachten kurz nach und fragten zurück.

»Was meinst du mit weit, Meister Kleitos?«, fragte Silenos, ein aufgeweckter kleiner Junge, der für jedes Fest und jeden Spaß zu haben war. Doch tief in ihm schlummerte eine große Ernsthaftigkeit getragen von Erfahrungen.

»Sollen wir dir sagen, wie viele Stadia² weit wir sehen?«

Mein Verstand freute sich über diese Frage.

»Ja«, forderte ich ihn auf, »sage mir, wie viele Stadia weit du sehen kannst.«

Silenos schaute in die Runde.

»Dürfen wir uns beraten, Meister Kleitos?«

»Ja, berated euch«, antwortete ich ihnen.

Sie gingen seitwärts und diskutierten, welche Antwort sie mir geben sollten. Ich hörte, wie sie argumentierten.

»Schau mal an der Küste lang. Bis zu dieser Halbinsel sind es sicher zwölf Stadia. Dann müsste es bis zum Horizont über dem Meer gut zehnmal so weit sein. Also ich denke, es sind über zwei Skhoinoi³.«

Ein anderer Junge mischte sich ein. »Wenn ich mit dem Schiff von hier bis zum Horizont fahren würde, wäre ich sicher über zwei Stunden unterwegs! In zwei Stunden komme ich von Korinth aber auch bis zur kleinen Fischbucht. Zu Fuß ist das fast ein Tagesmarsch.«

² 1 Stadion sind ca. 180 Meter

³ 1 Skhoinos sind ca. 22 Kilometer

Ich vernahm weitere Wortfetzen: »Wann sieht man vom Schiff das erste Mal die Küste? Wie lange braucht man dann noch bis dorthin?«

Es freute mich darüber, wie sie diskutierten. Sie hatten viel gelernt in der Zeit bei mir. Ihre Argumentation war logisch. Sie dachten klar und diszipliniert. Aber heute wollte ich ihnen etwas ganz anderes zeigen, als sie im Augenblick vermuteten.

Sie kamen zurück. Offensichtlich wollten sie mich nicht zu lange warten lassen.

Damasos gab mir die Antwort: »Wir denken, es werden etwas über zwei Skhoinoi von hier bis zum Horizont sein, Meister Kleitos.«

»Danke, meine Schüler. Das scheint mir eine gute Antwort. Nun sagt mir aber noch: Was ist dort, wo der Horizont ist? Ist dort ein Ende?«

Die Schüler schauten mich mit großen Augen an.

Dann wagte einer eine Antwort: »Dort ist Wasser, Meister Kleitos«, sagte er etwas zögernd. »Nur Wasser, nur Meer und ...« – er zögerte – »... und Luft«, fuhr er fort.

»Woher weißt du das?«

Er dachte kurz nach.

»Ich kann das sehen, Meister Kleitos, und ich weiß es aus Erfahrung.«

»Und ist dort ein Ende?«, fragte ich nach.

Er schaute mich unsicher an. Was meint der Meister mit Ende, schien er sich zu fragen. Die anderen Jungen mieden es, mich direkt anzuschauen. Keiner wollte antworten.

»Beratet euch, ihr habt Zeit. Ich setze mich solange auf diesen Stein.«

Langsam traten sie seitwärts.

Sie diskutierten: »Was meint der Meister mit Ende? Das Meer geht doch noch weiter!«

»Will er wissen, ob das Meer ein Ende hat?«

»Ich denke, wenn man immer weiter in diese Richtung fährt, kommt man an eine Küste. Aber ich weiß nicht, welche. Will man nach Syrakus, muss man auch in diese Richtung fahren.«

»Oder fragt er, ob die Welt ein Ende hat?«

»Nein, das hat er nicht gefragt. Wir müssen seine Worte genau verstehen.«

»Dann gibt es am Horizont kein Ende! Sollen wir ihm das sagen? Das Meer geht weiter bis zu einer Küste und was dann kommt, wissen wir nicht.«

Wie schön sie argumentieren, ging es mir durch den Kopf. Sie haben schon viel für ihr Leben gelernt. Ich war stolz auf sie, und ich dachte, ihre Eltern und die Stadt Korinth sollten auch stolz sein. Wenn diese jungen Männer in der Zukunft das Schicksal von Korinth bestimmen würden, dann könnten wir guten Mutes in die kommenden Tage schauen. Sie kamen zu mir. Ihre Blicke waren selbstbewusst.

Linos, ein kleiner, an allen Fragen der Welt interessierter Junge, erhob die Stimme: »Meister Kleitos, wir haben deine Frage gehört. Wir können dir eine Antwort geben, die diese Frage beantwortet, aber wir wissen auch, dass dies nicht die Antwort ist, die du von uns erhalten möchtest. Es ist so, dass wir bis zum Horizont schauen können, aber das Meer und auch nicht die Welt dort enden.«

Er machte eine Pause. Ich sah, er wollte fortfahren. Ich wartete auf seine weiteren Worte und mein Blick ermunterte ihn zum Sprechen.

»Meister Kleitos, wir haben noch eine Antwort und wir hoffen sehr, dass sie dir gefällt. Was dort am Horizont endet, das ist unser Blick. Weiter können wir nicht schauen. Das ist das Ende dessen, was wir sehen können.«

Er schaute mich mit vorsichtigem Stolz an. Ein wenig Furcht mischte sich in seinen Ausdruck. Er hoffte, erkannt zu haben, was ich von ihnen wissen wollte. Die Jungen warteten gespannt. Ihre Füße spielten mit den Steinen auf der Erde. Die Pause, die ich einlegte, schien sie nervös zu machen. Doch ich wollte sie nicht verunsichern oder ihrer Anspannung überlassen. Nein, was ich soeben von ihnen gehört hatte, gefiel mir gut. Und doch, die Worte, die ich nun an sie richtete, sollten meine tiefe Emotion nicht verraten.

Ich sprach ruhig und langsam.

»Sehr gut, eure Antwort ist perfekt. Ihr habt viel gelernt und versteht klar zu denken. Nun sagt mir, wohin muss ich schauen, damit mein Blick am weitesten gehen kann?«

Voller Aufmerksamkeit sahen sie mich an.

»Gibst du die Antwort, Tychon?«, fragte ich einen meiner jüngeren Schüler.

»Auf das Meer, Meister Kleitos«, antwortete er. »Am Meer kann man am weitesten schauen, wenn es das Wetter zulässt, Meister Kleitos.«

»Sehr gut, und weißt du auch, weshalb?«, fragte ich weiter.

Er blickte fragend, als ob seine Gedanken durcheinander fliegen würden.

»Weil mein Blick durch nichts aufgehalten wird, Meister Kleitos. Nichts steht ihm im Weg.«

»Dann schaut euch um.«

Alle wandten sich um zur hügeligen Landschaft hinter uns.

»Wie weit könnt ihr sehen?«, fragte ich.

»Bis zu den Hügeln«, schallte es mir aus mehreren Mündern entgegen.

Vor lauter Begeisterung über die Erkenntnis hatten sie vergessen, auf meine Aufforderung zur Antwort zu warten.

»Richtig, bis zu den Hügeln. Das sind vielleicht zwölf Stadia. Also viel weniger als in Richtung Meer. Die Hügel sind ein Hindernis für unseren Blick. Wir können nicht sehen, was dahinter ist. Nun sagt mir noch, können wir bestimmen, wie weit wir schauen? Antworte du, Dardanos.«

Seine Antwort kam augenblicklich: »Ja, Meister Kleitos, wir können das bestimmen, denn wir bestimmen, wohin wir blicken.«

»Ihr habt gehört, was Dardanos gesagt hat. Das bedeutet, unser Standort bestimmt, wie weit unser Blick reicht. Wollt ihr im Leben weit schauen? Ich denke, für euch, meine Schüler, kann ich die Frage mit ›Ja‹ beantworten. Ihr wollt in eurem Leben weit sehen können. So wählt einen Standort, der euch das ermöglicht. Wählt einen Standort wie diesen hier am Meer. Er ist leicht erhoben und dem Schauen sind keine Hindernisse gesetzt. Allein eure Fähigkeit begrenzt euch. Nicht jeder Mensch kann gleich gut sehen.«

Ich musste eine Pause einlegen, ich wollte, dass sie diesen ersten Schritt gut verstehen konnten. Sie hatten eben erfahren, worüber ich an diesem Tag mit ihnen sprechen wollte.

»Denkt nun an euer Leben. Denkt an das Leben anderer Menschen. Haben die Athener andere Sitten und Bräuche als wir? Was ist den Menschen aus Sparta heilig und wichtig? Diese Städte sind nur einige Tagesreisen entfernt! Was ist mit den Persern? Wie beurteilen sie, was in der Welt geschieht?

Jeder hat seinen Standort. Was in Sparta eine Tugend ist, kann bei den Persern eine Schande sein. Was die einen für richtig halten, halten die anderen für falsch. So werden in Sparta die jungen Männer zum großen Fest ihrer Aufnahme in den Kreis der Erwachsenen öffentlich ausgepeitscht, und es gilt als Ehre, die meisten Schläge zu erhalten. Dies zum Gefallen der Artemis und für die Fruchtbarkeit der Menschen. Ihr wisst von diesem Brauch. So sollen die jungen Männer Tapferkeit lernen. Doch seid ihr jungen Männer von Korinth, die diesen Brauch nicht kennen, weniger tapfer? Denkt an den großen Diogenes, den ihr alle kennt. Für die einen ist sein Tun eine Schande für unsere Stadt und sie möchten ihm sein Treiben verbieten. Andere sehen eine Bereicherung in seinem Handeln und Reden. Er lebt die Bedürfnislosigkeit. Er besitzt keine Kleider. Er bettelt um sein Essen. Er lebt auf der Straße. Und doch, er ist nicht wie die Armen, sondern er tut es aus freier Entscheidung. Manche nennen ihn einen Hund und er trägt diesen Namen wie einen Ehrentitel. Er schaut von seinem Standort, der seine Existenz bestimmt. Ich möchte nicht darüber urteilen, ob sein Standort richtig oder falsch ist. Das kann ich nicht. Doch von Diogenes können wir lernen, den Standort selbst zu wählen.«

Ich legte wiederum eine Pause ein. Alle kannten hier Diogenes von Sinope. Er war inzwischen ein alter Mann und lebte nicht mehr auf die gleiche Weise wie noch zehn Jahre zuvor. Er hatte Menschen um sich, die ihm im Alter halfen. Es gab aber auch viele, die sein Tun und seine Reden verabscheuten. Sicher waren unter meinen Schülern einige, deren Eltern sie vor einem Kontakt mit dem Denken und Handeln des Diogenes gewarnt hatten.

»Schüler, legt euch auf den Rücken und schaut in den Himmel!«

Die Jungen legten sich auf das halb vertrocknete Gras.

»Wie weit geht euer Blick? Wie weit reicht die Welt, wenn ihr in den Himmel schaut? Auch in der Nacht, wie weit reicht euer Blick in den Himmel? Ich werde euch nicht um eine Antwort bitten, denn hier gibt es keinen Horizont. Es ist der Blick zu den Göttern in ihrer Unsterblichkeit. Es gibt kein Ende. Also, was wolltet ihr antworten? Doch fragt euch auch, warum gibt es hier keinen Horizont, und wenn ihr über das Meer schaut, wo auch kein Hindernis euren Blick begrenzt, da gibt es ihn und das Meer verschwindet aus eurem Blick.«

Die Schüler richteten sich wieder auf und schauten verwirrt. Doch will man eine neue Ordnung erschaffen, muss die alte aufhören zu bestehen. Chaos und Verwirrung gebären Neues. Neues will erarbeitet sein.

»Schüler, lasst uns zum Meer gehen. Passt auf, dass ihr nicht hinfallt! Doch solltet ihr fallen, dann achtet darauf, in welche Richtung. Hebt einen Stein auf und betrachtet genau, wo er auf die Erde trifft, nachdem ihn eure Hand losgelassen hat. Und nehmt einen Stock mit, sodass wir unten in der Bucht in den Sand zeichnen können.«

Wir machten uns auf den Weg. Die Schüler liefen voraus. Sie wussten, dass sie das durften, denn ich hatte ihnen benannt, wohin sie gehen sollten. Einige stolperten tatsächlich und verletzten sich leicht an den spitzen Steinen. Alle probierten, was geschah, wenn sie einen Stein aus der Hand fallen ließen. Unten angekommen stellten wir uns mit dem Blick zum Meer.